

Zeitschrift: Schweizer Soldat : die führende Militärzeitschrift der Schweiz
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 73 (1998)
Heft: 2

Rubrik: Briefe an den Redaktor

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

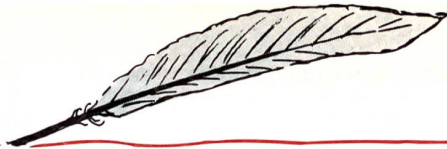
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



PRIVATWIRTSCHAFT UND MILIZARMEE

Sehr geehrter Herr Hungerbühler
Im Sommer 1938 fand in Liestal eine Konferenz der Reedereien der Rheinschiffahrt statt. Dabei fiel uns auf, dass die Teilnehmer der schweizerischen Reedereien Staboffiziere unserer Armee waren, die Teilnehmer der holländischen Reedereien dagegen nichts mit ihrer Armee zu tun hatten. Zwei Jahre später erlebten wir, wie sich dieser Unterschied für die beiden Länder auswirkte. Auch damals war es für viele nicht einfach, neben ihrem Beruf ein militärisches Kommando zu führen. Ich erinnere mich, dass es für manchen selbstverständlich war, dass er dafür auf Ferien oder einen Teil derselben verzichtete.
Vor 1940 kannten wir keine Erwerbsausfallentschädigung. Wer bereit war, Beförderungsdienste zu leisten, nahm meistens eine empfindliche finanzielle Einbusse in Kauf. Trotzdem meldeten sich immer mehr Aspiranten, als wir benötigten. Sie wollten eben etwas für ihre Heimat leisten. Wo das heute nicht mehr so ist, fehlt es am Elternhaus und an der Schule. Wir sollten uns mehr um unsere Schulen kümmern und nicht vergessen, dass Hitler seinen Sieg über die Franzosen den französischen Schulmeistern verdankt hatte.
Dort, wo heute, mehr als früher, in der Privatwirtschaft Leute das Sagen haben, denen die Milizarmee fremd ist, gibt es für den Militärdienstleistenden mehr Schwierigkeiten als früher. Dazu kommt noch, dass viele keine Ahnung von unserer Geschichte haben. Sie wissen nicht mehr, wie vor 200 Jahren in der Schweiz die Milizarmee versagt hatte, weil sie keine Milizarmee mehr war. Die Folgen waren, dass der Krieg in unser Land kam. Fremde Armeen bekämpften einander auf Schweizer Boden, und Schweizer starben auf fremden Schlachtfeldern für fremde Interessen. Aus diesen Erfahrungen haben die Nachfahren gelernt, wie eine richtige Milizarmee sein muss und damit erreicht, dass unser Land im kriegerischen 20. Jahrhundert vom Krieg verschont geblieben ist. Weil sich Mangel an Geschichtskennntnis mit Unfähigkeit, die Lage zu beurteilen, paart, finden wir nun oft von sogenannten «Forschern für Sicherheitspolitik» den Vorschlag, die Eidgenossen sollten ihre Freiheit nicht mehr selbst verteidigen, sondern durch bezahlte Knechte verteidigen lassen!

Walter Höhn, Liestal



VOR 86 JAHREN – KAISERMANÖVER IN DER OSTSCHWEIZ

Der deutsche Kaiser Wilhelm II. überzeugte sich von der Führung und der Schlagkraft der Schweizer Armee

Sehr geehrter Herr Hungerbühler
Ich habe einen Bericht geschrieben über den denkwürdigen Anlass, als der deutsche Kaiser unser Land besuchte. Gewiss interessiert dies auch Ihre Leserschaft vom Schweizer Soldat.
Im September 1912, also vor 86 Jahren, traf der deutsche Kaiser Wilhelm II. zu einem offiziellen Staatsbesuch in der Schweiz ein. Es war dies für die Alpenrepublik ein einmaliges Ereignis, und man bemühte sich schweizerischerseits, den Monarchen aus dem Norden zwar in einfachem Rahmen, aber doch würdig zu empfangen. Der ganze deutschsprachige Teil der Schweiz stand im «Kaiserfieber». Wilhelm II. galt damals als die glanzvollste gekrönte Persönlichkeit Europas. Zu jener Zeit, 1912, dachte niemand daran, dass bereits zwei Jahre später fast ganz Europa in Flammen stand und Wilhelm II. wenig mehr als sechs Jahre nach dem glanzvollen Auftritt in der Schweiz bei Nacht und Nebel nach Holland flüchten musste.
Der Kaiser wurde zuerst in Zürich willkommen geheissen, wo er in der Villa Rietberg, dem einstmaligen Wohnsitz Richard Wagners, wohnte. Von dort fuhr der Kaiser jeden Tag zusammen mit Bundes-

präsident Ludwig Forrer per Auto oder Bahn nach Wil, um in der Nähe von Kirchberg den Herbstmanövern der Schweizer Armee beizuwohnen. Diese Manöver – von Oberst Theophil Sprecher von Bernegg als Generalstabschef und Oberst Ulrich Wille als Chef des III. Armeekorps kommandiert – gingen als die «Kaisermanöver» in die Geschichte ein. Das Interesse Wilhelms II. an der Schweizer Armee war wohl kein zufälliges, was schon daraus hervorging, dass er den Chef des deutschen Heeres, Generaloberst Helmuth von Moltke, in die Schweiz mitgenommen hatte, eine sonst bei Staatsbesuchen nicht übliche Gepflogenheit. Die deutschen Gäste wollten offensichtlich nichts anderes als die Führung und die Schlagkraft der Schweizer Armee testen.
Für die deutsche Heeresleitung galt es damals als sicher, dass irgendwann ein Krieg gegen den «Erbeind» Frankreich ausbrechen werde, das dann gemäss dem sogenannten «Schlieffenplan» in einem Blitzkrieg von der rechten Flanke her durch Belgien hindurch niedergerungen werden sollte. Dabei bestand aber die Gefahr, dass die Franzosen in einem ähnlichen Schachzug via Schweizer Jura und Baselbiet seitwärts in Baden-Württemberg einfallen könnten. Für die Deutschen stellte sich also die entscheidende Frage, ob die Schweizer Armee in dieser Situation einem französischen Angriff standhalten könnte.
Bei den «Kaisermanövern» bei Wil waren die deutschen Militärs von der Leistung der Schweizer Soldaten und auch vom strategischen Können ihrer Führung sehr beeindruckt und lobten die eidgenössische Milizarmee. Dieser positive Eindruck, den die Schweizer Armee auf die deutschen Gäste hinterlassen hatte, wurde natürlich auch den massgebenden Militärkreisen Europas bekannt. Man wusste nun, dass ein allfälliger Angriff auf die Schweiz kein «Spaziergang» sein werde.
Dieser Umstand hat die Schweiz möglicherweise vor den Schrecken und dem Elend des Ersten Weltkriegs bewahrt. Während der Grenzbesetzung 1914 bis 1918 waren dann Ulrich Wille als General und Theophil Sprecher von Bernegg als Generalstabschef, beide im «Kaisermanöver» von 1912 als unbestrittene Führer bekannt geworden, die dominierenden Köpfe der Schweizer Armee.
Bevor dann Kaiser Wilhelm seine Schweizer Reise fortsetzte, besuchte er Frauenfeld, wo er mit mehr als einstündiger Verspätung eintraf. Trotzdem wurde der Kaiser von der Bevölkerung sehr herzlich empfangen. Durch die Bekanntschaft mit dem Schweizer Obersten Fehr kam dann noch ein Abstecher der deutschen Gäste in der Kartause Ittingen zustande. Wie alten Berichten zu entnehmen ist, war hier der sonst so verwöhnte Kaiser in glänzender Laune, was darauf hinwies, dass er sich im Thurgau sehr wohl fühlte.

Robert Borer, 9555 Tobel



AUFARBEITUNG «DIE SCHWEIZ IM ZWEITEN WELTKRIEG»

Sehr geehrter Herr Hungerbühler
In der Beilage sende ich Ihnen einen Ausschnitt aus der «NZZ». Leider weiss ich nicht mehr, wann dieser Beitrag erschienen ist. Sicher liegt dies schon einige Jahre zurück. Mein grosses Interesse, an das was zwischen 1930 und 1945 passiert ist, liessen mich zur Schere greifen. Irgendwie ahnte ich, dass ich auf diese Begebenheit in einer bestimmten Situation zurückgreifen kann. Nun stehen wir mitten in der Zeit, in der unser Land für seine «Untaten» in den Schmutz und Dreck gezo-gen wird.
Ich sende Ihnen diesen Artikel zu, in der Meinung, dass Sie dieser Geschichte nachgehen könnten, oder falls notwendig, einem Historiker zu übergeben. Man müsste zur Feststellung gelangen, dass die «kriegsverlängernden» Rüstungslieferungen an das Dritte Reich den guten Nebeneffekt hatten, Juden vor dem sicheren Tod loszukaufen. Aus

naheliegenden Gründen ist es mir natürlich nicht möglich, das «Kastzner-Abkommen» zu untersuchen.

Es interessiert mich brennend, was dahinter steckte und ich hoffe, dass es auch Ihr Interesse geweckt hat. Ich stelle mir vor, dass auch die Leser des «Schweizer Soldat» am Ergebnis interessiert sind.

Vielen Dank für Ihre Bemühungen
Mit freundlichen Grüssen

W. Schmon

«... weil ich es verlernt habe, zu Hause zu sein ...»

Peter Szondi in seinen Briefen

Von Martin Meyer

Briefe des bedeutenden Literaturwissenschafters Peter Szondi (1929–1971) sind in einer Auswahl erschienen. Sie geben Zeugnis von der Sensibilität eines aussergewöhnlichen Interpreten, der allem Ungefähren stets misstraut.

Im Jahr 1944, nach dem Einmarsch deutscher Truppen in Budapest, wird eine ungarisch-jüdische Familie in das Konzentrationslager Bergen-Belsen deportiert. Der Vater, Leopold Szondi, ist Psychiater; verheiratet mit Lili Szondi, geborene Radványi. Der Sohn, Peter, hat eben noch das der Universität verbundene Elitelymnasium besucht. Jetzt heisst es: von der Stadt an der Donau ins Niemandsland der Lüneburger Heide. Einige Monate später erfolgt überraschend die Befreiung. Dank dem Kastzner-Abkommen – kriegswichtige Güter gegen Menschen – gelangt die Familie, Dezember 1944, in die Schweiz. Jahrzehnte danach bittet Peter Szondi einen befreundeten Kollegen, er möge das geplante Symposium nicht in der Lüneburger Heide stattfinden lassen. Die Schatten der Todesstätte.

Immer wieder diese Ortlosigkeit. Dieses Gefühl, dass Räume unheilvoll besetzt, Gedanken durch das Böse korruptiert sind. Immer wieder der Verdacht, dass Geschichte zu keiner Erlösung jemals führen wird. Die eigene Lebensgeschichte erweist es, durch alle Anstrengungen hindurch, mit gefährlichem Gefälle. Im Herbst 1971 wählt Peter Szondi den Freitod im Berliner Halensee. Wer er war? Was ihn bewegte? Wonach er strebte?



ARMEE IM RÜCKBLICK

Sehr geehrter Herr Oberst Hungerbühler

Man sollte sich einmal überlegen, was geschehen wäre, wenn das Traumziel der Armee-Abschaffer schon in den dreissiger Jahren erreicht worden wäre: Die Schweiz wäre viel schöner geworden, weil statt der langweiligen Schweizer Kreuze überall dekorative Hakenkreuze gehangen hätten. Wir hätten heute kein Bankenproblem, weil die Deutschen die Banken vollständig kontrolliert hätten.

Wir hätten kein Problem mit den Juden, weil keine gekommen wären, und die 300 000, die bei uns Aufnahme fanden, ebenfalls der «Endlösung» zugeführt worden wären.

Die «armeeabgeschafften» Schweizer hätten als Wehrmachtangehörige an den verschiedensten Orten richtigen Krieg führen können, zum Beispiel in Russland, Polen, Norwegen, Griechenland, Nordafrika.

Eine Landesregierung ist in der Lage, die Situation ziemlich realistisch zu beurteilen, weil sie Informationen von der Diplomatie und den Nachrichtendiensten bekommt. Der Bundesrat gab während des Krieges – im Vergleich zum damaligen Volkseinkommen – astronomische Summen für die Landesverteidigung aus. Mit dem Wissen, dass die Armee ja sowieso nichts nützte, weil die Banken die Schweiz vor dem Einmarsch schützten, hätte er das Geld wohl kaum ausgegeben. Oder war die Armee in dieser Zeit vielleicht doch nicht so ganz überflüssig?

Ernst Kolb, Wohlen